

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 26 (1923)

Artikel: Gebärde und Tat
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571421>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gebärde und Tat / Novelle von Jakob Boshart

Ein elegantes Sälchen, ein wahrer Schmuckkasten. Der Smyrnateppich ein zarter Frühling, der Parkettboden ein Spiegel, die alten Mahagonimöbel im Glanze blaßroter Seide von unvergänglicher Neuheit, das Empiretischchen mit einem Reß aus Bronze, zwei symmetrisch dazu aufgestellten Schalen aus Marmor und ein paar scheinbar nachlässig hingeworfenen, in Wahrheit mit Berechnung hingeflügelten Büchern in alten französischen Kunstebänden, ein Musterbeispiel geordneten Bürger sinns. An einer Wand hinter Vitrinen altes Porzellan, Tassen, Krüggchen, Näpffchen, Ziggürchen, traumhaft zart und unfassbar in Form und Farbe. Auf den dunkeln Flächen des Tafelwerks kleine Ölbilder und Pastelle aus verschiedenen Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts, unaufdringliche Kostbarkeiten. Auf einer Konsole im diskreten Schatten einer Ecke, unter einer Glasglocke, die Standuhr in bronzener Einfassung. Kein Stäubchen auf den Möbeln, kaum ein Sonnenfädchen in der Luft.

Die Tür wurde von außen geöffnet, und eine ältere Dame in einem schwarz und weißen Seidenkleid rauchte selbstbewußt herein. Ein schon betagtes Dienstmädchen, auf dessen runzligem Kopf ein kokettes weißes Häubchen anachronistisch anmutete, wies auf das Sofa: „Ich will dem Fräulein gleich rufen, Frau Herrenschwand“.

Die Dame, statt sich zu setzen, beugte sich über das Tischchen und fuhr mit dem Zeigefinger darüber hin. Ein Lächeln auf ihrem Mund verriet, daß sie mit dem Ergebnis ihrer Forschung zufrieden war. Fast scheu, als unternehme sie etwas Unlauteres, näherte sie sich einem kleinen Pastell, das offenbar ihre Züge, aber in jugendlicher Unverbrauchtheit und Faltenlosigkeit, wiedergab. Ein zweites, ausgesprochenes Lächeln zeugte davon, daß dieser Anblick ihr Wohlgefallen in noch höherem Maße erregte, als die staubreinen Möbel. Durch eine Seitentür hörte sie Schritte. Sie huschte wie geblasen von dem Pastell weg zu einem Fenster. Offenbar wünschte sie nicht, in ihrer Selbstschau überrascht zu werden.

„Ah, Gott grüß dich, Tante Sophie,“ klang eine fast kindliche, silberne Stimme, ehe die Tür recht offen war.

Die Tante wandte sich, wie aus tiefem Schauen, vom Fenster ab: „Ich könnte stundenlang aus diesem Fenster sehen. Eine reizende Aussicht auf die Stadt und die Berge! Wirklich reizend! Und wie geht es dir, Röschen?“

Ein Schatten flog über das Gesicht des Fräuleins: „Wie soll's gehen? Ich könnte im Gefängnis nicht einsamer sein.“

„Du wirst immer blasser.“

„Die Mutter fehlt mir eben noch auf Schritt und Tritt.“

„Hast du da nicht ein weißes Haar? Richtig! Laß dir's ausziehen! Das ist etwas früh mit — — — nun, mit — — —?“

„Mit achtundzwanzig.“

„Bei mir würdest du nicht eines finden, trotz meiner — — —.“ Die Dame wollte ihr Alter hinzufügen, unterließ es jedoch. Gewöhnlich unterschlug sie ein paar Jahre; da aber jetzt eine hohe Zahl am besten in den Zusammenhang gepaßt hätte, war Schweigen das Klügste.

„Wir haben gestern von dir gesprochen, Rosa, gewissermaßen im kleinen Familienrat,“ begann die Tante wieder. „Du mußt endlich aus deiner Sperre heraus, unter die Menschen, in eine Beschäftigung, und — — — nun, das wird sich auch finden! Du kommst doch auch an den Familientag bei Onkel Stettler? Natürlich! Du wirst sonst immer wunderlicher und versteckst dich deiner Lebtag hinter deiner Trauer. Sieh, deine Mutter war eine gute und tüchtige Frau und mir eine liebe Schwester; aber von der Erziehung. . . Sie hat eben nie begreifen wollen, daß man eine Tochter nicht unter der Schürze erzieht.“

„Ach, laß sie!“

„Ich will sie ja nicht schelten, wie sollte ich! Aber dich muß man endlich von ihrem Grab wegreißen. Es ist, kurz gesagt, so: Ich habe etwas viel Berg an der Kunkel, viel zu viel, und muß abspinnen. Da werde ich zum Beispiel stark von der Säuglingsfürsorge beansprucht und kann die Zeit dazu nicht aussondern. Du solltest für mich ein bißchen einspringen. Erschrick doch nicht so, Rosa! Das ist doch nichts Gefährliches! Du gehst ohne große Umstände zu den armen Wöchnerinnen; die Anweisungen erhältst du von der Fürsorgestelle, die mit der Armenpflege zusammenarbeitet. Es ist ja die Hauptsache, daß die Leute das Gefühl haben, ein wenig unter unserer Obhut und Kontrolle zu stehen. Willst du hie und da etwas vom Eigenen im Ridikul mitbringen, umso besser! Dann sprichst du ihnen etwas zu, ein bißchen von Ordnung und Reinlichkeit und Seife und Bürste — du wirst sehen, daß das nötig ist — ein bißchen vom Sparen und Einteilen; denn das verstehen diese Leute ja nie — ein bißchen gegen den Alkohol, auf den Mann gespitzt, der aber natürlich nicht zugegen, also auch nicht zu fürchten ist — ein bißchen. . . , ein bißchen. . . . Ach, du wirst schon selber sehen! Sie werden dir etwas vorjammern und vormachen, das mußt du geduldig anhören, das gehört zum Betrieb. Es wird den Leuten wohlter, wenn sie ihren Sorgen- und Grollsaß einmal ausschütten können. Du mußt dir das aber nicht allzusehr zu Herzen nehmen; sie übertreiben meistens ein wenig, und kommst du das zweite Mal etwas schwerer beladen, so haben die armen Weiblein ihren Zweck erreicht, was ich ihnen von Herzen gönne.“

„Ich glaube nicht, daß ich dazu tauge, Tante. Mir wird angst. Ich bin so ungeschickt im Verkehr mit Leuten und gar mit Fremden.“

„Mußt es eben lernen! Und glaube mir, es wird dir wohl bekommen, dich aus der ewigen Kummernis herausreißen, auf heitere Gedanken bringen. Du wirst in viele merkwürdige Verhältnisse gucken, das Leben kennen lernen, wie es ist. Die Tätigkeit wird dich zudem zu einem nützlichen und wohlangesehenen Menschenkind machen! Gemeinnützigkeit gibt überall Ansehen. Und schließlich muß der Mensch doch einen Zweck, eine Aufgabe haben! Das siehst du doch selber ein, nicht? Du lebst hier im Überfluß, und ein paar Schritte von dir entfernt haust das Elend. Kann man da gleichgültig bleiben?“

Rosa gab diese Bemerkung, obschon sie ohne tieferes Gefühl und nur um sie zu gewinnen, hingeworfen worden war, einen Stoß. Die Tante sah es und nützte die Lage aus: „Überleg' dir's also, Röschen. Oder nein, überleg' dir's nicht! In der Wohltätigkeit heißt es nicht sinnen, sondern beginnen, nicht ruhn, sondern tun. Und deiner geplagten Tante wirst du doch ohne lange Überlegung etwas abnehmen wollen?“

Rosa überlegte doch her und hin; aber schließlich fügte sie sich dem Willen der Tante, mit einem schweren Seufzer zwar. Der an eine häusliche Scheintätigkeit Gewöhnten schwoll die Aufgabe zu einem Berge an, und sie türmte diesen Berg, sich immer wichtiger nehmend, höher und höher auf. Es kam ihr vor, sie müsse auf das Allerhöchste verzichten, auf die wehmütig süße Trauer um die Mutter, auf ihre geruhsame Verborgenheit und ihr genügsames, aber trautes Innenleben. Doch hinter dem Opferberg tauchte unversehens auch eine Lockung auf: das Leben, an dem sie bis jetzt vorbeigeleitet worden war und von dem sie gerne einmal einen Mund voll genossen hätte. Warum liefen alle andern so gierig dem Leben nach? Es mußte doch etwas dahinter locken.

Als Rosa ihre Zustimmung gegeben hatte, löste ihr die Tante mit raschem Griff und wie in Ausführung eines längst gefaßten Entschlusses eine Nadel mit einer großen Perle von der Halskrause: „Die muß nun fort, damit mußt du beginnen! Eine Perle ist eine Träne, Rosa; trag von jetzt an etwas Freudiges am Hals, etwas Rotes, etwa deine schöne Rubinbrotsche. Du hast ja Schmutz genug. Inneres und Äußeres müssen

zusammengehen! Also morgen hole ich dich ab, sagen wir, gegen vier Uhr. Halte dich bereit!" Damit rauschte die Tante Herrenschwand geschäftig davon und ließ Rosa in einem seltsamen Zwiespalt zurück. In ihr war ein heftiger Streit im Gang zwischen dem Hang zur Eingeschlossenheit und Selbstbeschränkung und dem Trieb zum Leben und Handeln und zur Loslösung vom Gängelband der Mutter, die selbst im Tode sie noch beherrschte. Fast dreißig Jahre hatte Köschen keinen Schritt aus eigenem Entschluß getan, wie ein Kanarienvogel im Käfig hatte sie gelebt, wohl geschützt und gepflegt, aber immer zwischen engen Drähten, von einem Stäbchen zum andern und vom Wassertöpfchen zum Futtertröglein oder vom Zuckerstück zum Salatblatt, fast ohne Zuhilfenahme der Flügel. Jetzt waren diese Flügel auf einmal erwacht und erinnerten sich ihres angeborenen Zweckes.

Am folgenden Morgen befand sich Rosa in einer seltsamen Stimmung. Eine freudige Erwartung oder Neugier war im Schlafen in ihr aufgekeimt. Was hatte sie bis jetzt vom Leben gewußt, von dem, was die Tante angedeutet hatte? So viel, wie ein sechsjähriges Kind. Jetzt sollte sie, die Wohlgestellte, ein Bild von der Armut und ihrer Welt bekommen, sie, die Tatenlose, einmal in das Leben anderer eingreifen, ein Stück Vorsehung und Schicksal spielen, dem Herrgott, wenn auch nur bescheidenlich, in den mächtigen Arm fallen oder ein Stück dieses Armes werden. Sie fing an, sich ihre Tätigkeit romantisch auszumalen. „Wohltäterin!“ klang es ihr in den Ohren. Sie sah sich als Wohltäterin in ein armes Arbeiterstübchen treten. Die junge Mutter lag erschöpft im Bett und hielt ihren Säugling im Arm. Die von der Schwäche ermatteten Augen öffneten sich bei ihrem Eintritte und leuchteten wie Sterne auf, wenn die guten und schönen Dinge auf das Bett oder das Tischchen gelegt wurden. Dankesworte quollen der Armen über die Lippen, Liebe strömte ihr aus dem Herzen. Rosa wehrte errötend, aber innerlich beglückt ab und verschwand rasch. Aber der Zuspruch? Hatte Tante Sophie nicht vom Lüften, von Seife und Alkohol gesprochen? Ach was, die gute Tante hatte immer und überall das Bedürfnis, zu belehren, die Überlegene, Bessere zu spielen. Mochte sie! Ihre Art brauchte nicht aller Art zu sein. Die Hauptsache war, daß der Vielbeschäftigten etwas Arbeit abgenommen wurde.

Der Tag zog für Rosa in sich beständig dehnender Langsamkeit vorüber. Sie war eine Stunde früher aufgestanden als sonst, und schon der Vormittag schien sich in die Unendlichkeit zu strecken. Eine ihr unbefannte Unruhe trieb sie in der Stube auf und ab und von einem Zimmer ins andere. Zuweilen war ihr, es sei ein Schicksal für sie aufgebrochen und trete langsam, aber wuchtig und ernst auf sie zu. Dann wurde ihr etwas angst. Alles Neue ängstigt den Zaghaften. Aber sie schüttelte die Bedenken rasch und zuversichtlich ab. Wenn ihr das Fürsorgewerk eine unbequeme Bürde oder gar ein lästiges Joch wurde, so stand es ihr ja jeden Augenblick frei, Bürde und Joch abzuwerfen. Ihre Freiheit und ihr bescheidenes Fehlein Stillwinkelglück wollte sie nicht opfern, auf keinen Fall.

Schon vor drei Uhr hatte sie sich für den Ausgang gerüstet. Tante Sophie ließ auf sich warten. Es schlug vier Uhr, sie war immer noch nicht da. Endlich gegen fünf Uhr, als Rosa im Mißmut der Enttäuschung schon den Hut wieder abgelegt hatte, läutete es. Die Tante trat nicht ein, sie hatte es zu eilig und beklagte sich schwer über einen Gesellschaftszustand, der ihr keine Minute Zeit zum ruhigen Atmen lasse. Eine bedauernswertere Sklavin als sie gebe es in der ganzen Stadt, vielleicht im ganzen Kanton nicht. Rasch schritten die beiden Damen vom Billenquartier der alten Stadt zu und dann auf einer Holztreppe hinunter in die Niederung der Arbeiteraußenstadt. Im Gehen spendete die Tante noch einige Erklärungen: „Manchmal ist Heimpflege nötig. Da heißt es ein bißchen selber anpacken. Du hast doch einmal einen Samariterkurs genommen, nicht? Das Kind muß gewaschen oder gebadet,

die Stube gescheuert, das Bett in Ordnung gebracht werden. Wenn man nur Zeit zu allem hätte! Manchmal ist der Armenarzt nötig; fast immer fehlt es an Milch für den Säugling. Da schickt oder geht man in die Milchküche des Quartiers. Sieh, da ist sie, merke dir das Haus..." Vom Münsterturm schlug es halb sechs. „Oh, die Zeit, die Zeit!“ klagte die Tante und schritt kräftiger aus.

Sie bog in eine Gasse ein, durch die ein Graben floß. Weiber schlugen auf Brettern den Schmutz aus der Wäsche, Kinder tollten herum und spielten in Staub und Kot und warfen sich gellende Wörter zu, die ganz ausländisch klangen. Rosa ging wie im Traum; sie fühlte sich jetzt schon als Wohltäterin inmitten der Armseligen und Verwahrlosten, als Heilsträgerin und Retterin in der Vorhölle. Sie warf einen Blick auf ihr geschmackvolles Kleid, ihre weißen, fleckenlosen Schuhe, die Glacéhandschuhe: ja, ja, eine Art Götterbotin war sie, die helfend, erlösend und schön unter die Mühseligen und Versinkenden trat. So kam sie sich vor. Und doch war sie von dem heimlichen Bangen verfolgt, es sei etwas in ihrer Sendung nicht in Ordnung, ein Posten in ihrer Rechnung zweifelhaft. Die Tante wies auf eine Türe: „Hier treten wir ein! Lies selber auf dem Zettel, wie die Person heißt. Ich müßte den Zwicker aufsetzen.“

„Bordoli,“ las Rosa.

„Richtig, Bordoli, die Italienerin, alte Bekannte!“

Sie traten in das Haus ein. Ein seltsamer Geruch kam ihnen aus dem Treppenhause entgegen, wie Kartoffelkellerluft. Rosa machte der Tante eine Bemerkung darüber. „Kein übles Haus,“ gab diese zurück, „wären nur alle so!“

Drei Treppen hoch gelangten sie durch eine offene Türe in einen schmalen, schlecht erleuchteten Gang. Eine alte Frau hinkte ihnen auf einen Stock gestützt mühsam entgegen. „Ihr wollt zur Bordoli?“ sagte sie, bevor man sie fragte, in einem keifenden Tone. „Dort, die letzte Türe.“

Sie traten in eine ziemlich geräumige, aber niedrige Stube ein. An einer Wand stand das Bett mit der Wöchnerin, einer ins Glend verirrten südländischen Schönheit: schwarzhaarig und dunkeläugig, noch nicht dreißig Jahre alt. Sie erkannte Frau Herrenschwand und begrüßte sie in gebrochener Rede mit einem Schwall von Freudenbezeugungen.

„Laßt's gut sein,“ unterbrach sie Frau Herrenschwand. „Wieder eins aufgelesen?“

„Ja, ja, lauen Sie, wie schön und gesund.“ Sie zeigte mit Stolz auf ihr neugeborenes Knäblein.

„Und der Vater?“ fragte Frau Herrenschwand in streng sein sollendem, aber nicht ungütigem Ton.

„Ist fort. Sempre gehen fort,“ erwiderte die Italienerin und wies mit der Hand ins Weite und Unbestimmte, aber ohne ein Anzeichen von Schmerz, Anklage oder Bitterkeit.

„Alte Geschichte! Natürlich wieder keine Milch?“

„Niente di niente.“

Während die Tante sich mit der Wöchnerin unterhielt, musterte Rosa das Zimmer. Auf dem Boden lagen ein paar Strohsäcke, auf denen zwei Kinder von drei und fünf Jahren herumrutschten, das eine dunkel, das andere blond, einander ganz unähnlich, aber beide von einer die Armut besiegenden Anmut. Sie krabbelten in dürftigen, geflickten Kleidern herum, waren aber nicht schmutzig und warfen erstaunte, glänzende Augen auf das fein gekleidete Fräulein, das wohlwollend zu ihnen herabschaute. Rosa öffnete ihre Tasche und teilte Schokoladetäfelchen aus, worauf in der Stube ein Jubelfest losbrach. Die Spenderin war glücklich. Nun, das Glend war ja lange nicht so abstoßend und ekelhaft, wie sie geglaubt hatte. Sie liebte die Kleinen schon aufrichtig. Nur die Säcke auf dem Boden mißfielen ihren Augen. Zugegeben, daß

man kein Sofa haben konnte, mußte man aber dann diese garstigen Säcke als Ersatz hinlegen und die Kinder darauf herumlungern lassen? Sie fühlte sich auf einmal zur Volkserzieherin berufen und nahm sich vor, der Frau Vorstellungen zu machen, die ja nach den Anweisungen der Tante zu ihrer Tätigkeit gehörten. „Ihr solltet diese Säcke fortschaffen“, begann sie, „sie riechen nicht besonders gut, und die Luft ist ohnehin etwas dumpf in diesem Stübchen“.

Die Italienerin lächelte sie mit ihren großen, dunkeln Kinderaugen nachsichtig an: „Iß su schlafen, sönes Fräulein“.

Rosa sprang ein Funken durch den Kopf: „Keine Betten“?

Die Italienerin schüttelte ihr schwarzes Haar und gab zu verstehen, daß sie nur dieses eine Stübchen habe und dazu eine Küche mit drei andern Parteien zusammen. Die Strohsäcke seien die Betten der Kinder. „Es gibt leider solche, die's schlechter haben,“ ergänzte Frau Herrenschwand den Bericht. Dann ging das Gespräch zwischen ihr und der Wöchnerin wieder weiter. Die Italienerin verlangte nichts als etwas Milch für den Säugling und für das jüngere der andern Kinder; eine weitere Unterstützung lehnte sie bestimmt ab und erklärte, sie arbeite jetzt als Wicklerin in einer Schokoladefabrik und verdiene im Tag fünf Franken. Rosa hörte kaum zu. Sie starrte auf die Strohsäcke und die Kinder und dachte an ihre eigene saubere, sonnige Wohnung mit den sieben Zimmern, den geschmackvollen Möbeln und verschwiegene Teppichen und Läufern. Eine Erkenntnis quoll in ihr empor, wurde aber als etwas Feindliches niedergehalten. So viel Gewalt jedoch gewann das Neue über sie, daß sie unwillkürlich ihre Glacéhandschuhe von den Fingern streifte und heimlich in ihrem Ledertäschchen verbarg. Auch bereute sie es, sich für diesen Ausgang so gut angezogen zu haben. „Man sollte die Unterschiede nicht so stark auftragen,“ erkannte sie.

Sie war froh, als die Tante dem Besuch ein Ende machte und mit ein paar freundlichen Worten hinausrauschte.

Wieder auf der Gasse angelangt, warf die Tante Rosa die Worte hin: „Man kann dieser Italienerin nicht zürnen, auch wenn man es möchte. Sie lebt eben dahin wie ein Tierchen und weiß von keiner Sünde.“

„Ich suche ihr eine bessere Wohnung und kaufe ihr ein paar Bettchen,“ erwiderte Rosa. „Solche Kinder gehören in ein besseres Leben.“

„Du gutes Herz! Wenn du hier alles Elend sauber betten und kleiden willst, kannst du bald selber auf den Bettel ausgehen!“ gab die Tante in fast tadelndem Tone zurück. „Man verlangt von dir nicht sowohl Geld, als etwas Handreichung und Teilnahme. Du wirst das schon lernen! Wenn man so lange, wie ich...“

Rosa erwiderte nichts. Es kam nach der kalten Dusche der Tante wieder wie warme Freude über sie, eine drängende Lust zu ihrer neuen Aufgabe. Sie sah die Kinder der Italienerin schon in hübschen Kleidern und reinem Linnen, und es schien ihr gar nicht so schwer, alles Elend aus der Welt zu schaffen, alles! Ein bißchen guter Wille würde es vollbringen. — Ein bißchen? War das nicht das Wort der Tante?

Sie bogen in eine andere Gasse ein, in die kaum der Himmel hinein sah, so eng war sie und so bedrückend hoch die Häuserreihe auf der ansteigenden Seite. Vor einer Haustüre blieb die Tante einen Augenblick unentschlossen stehen und zog die Uhr: „Wir haben uns bei der Südländerin viel zu lange aufgehalten, ich kann dich nicht mehr da hinauf begleiten, ich habe um sechs eine Sitzung. Daß man die Zeit nicht beim Meter kaufen kann! Aber du weißt ja jetzt ungefähr, wie's gemacht wird. Da hast du den Zettel. In der Dachwohnung bei der Gilgen. Auch eine alte Bekannte! Leb' wohl und mach's gut.“

Da stand Rosa allein und ratlos am Hauseingang. Ein paar halbnackte Kinder umschlichen sie, wie um an ihr zu riechen oder an ihr, als an etwas Lederem, zu naschen. Sie schritt über die von vielen Füßen abgenützte Schwelle, fuhr aber gleich

wieder heraus, von dem Geruch des Treppenhauses zurückgeworfen. Die Kinder begriffen ihr Tun nicht und streckten ihre neugierigen Nasen durch die Haustüre. Sie mußten erst gemeint haben, es befände sich etwas Furchtbares und Schreckhaftes im Flur, und glaubten nun, es sei im Kopf der Fremden nicht richtig. Eines fing zu lachen an, und die andern halfen mit derben Worten nach. Nun floh Rosa in den Gang und aufwärts. Die Treppe war so schmal, daß zwei nicht hätten nebeneinander gehen können. Die Geländer waren Leimruten, von denen die Hände kaum loskamen, die Stufen abgelaufen und fast so schwächig wie Leitersprossen. Ein paar Kinder polterten hinter Rosa drein. In diesem Hause war eine vornehme Dame eine unerhörte Erscheinung, ein Zeugnis gegen die gewohnte, festgefessene und eingeschmückte Weltordnung.

Nach Überwindung der letzten Stiege stieß Rosa auf eine Türe, an die ein Zettel mit den Worten „Anna Gilgen, Spetterin“ geklebt war. Drinnen herrschte ein wirrer Lärm und übertönte Rosas Pochen. „Wart' nur, ich mach' dir auf!“ rief einer der nachdrängenden Gassenjungen, „ich bin da daheim“. Er stieß die Türe auf und stürmte in die Stube. Rosa folgte ihm behutsam. Der Lärm verstummte, struppige Köpfe tauchten auf, ein ganzes Gewimmel, und unsaubere Nasen starrten von allen Seiten und aus allen Winkeln nach ihr. Die kleinsten der Kinder staken in zerrissenen Hemdchen. „Um's Herrgotts Willen!“ entfuhr es Rosa. Sie befand sich in einer dämmerigen, abgesehrägten Dachkammer. Das Fenster war klein und zur Hälfte mit einem gelben Tuch oder Fegen verhängt. Sie spähte, durch den ersten Besuch belehrt, nach Strohsäcken, fand aber nichts als durchlöcherter, ausgefranzter Decken. In der Mitte standen ein Tisch und ein paar Strohsessel, in einer Ecke ein kleiner Eisenofen, dessen Rohr ins Freie mündete. Wo waren das Bett und die Wöchnerin? Rosa warf einen Blick hinter die Türe. Da lag die Frau auf einer Matratze, den Säugling neben sich. Sie hielt einen stechenden Blick auf Rosa geheftet, hatte den Mund halb geöffnet, sprach aber nichts. Rosa mußte sich zum Reden entschließen: „Ich komme von der Fürsorgestelle“.

„Kann sich unsereins schon denken,“ erwiderte die Wöchnerin unwirsch.

Es folgte eine lange Stille.

Rosa hatte sich an das Halbdunkel der Kammer gewöhnt und erkannte nun erst recht, in was für einen Pfuhl sie geraten war. Der Boden strotzte von Schmutz, nicht viel besser waren die Wände und die Türe. Die Wöchnerin war ungefähr fünfunddreißig Jahre alt. Durch die Zerfallenheit ihres Gesichtes schimmerten noch Züge einstiger Schönheit. Rosa zählte die Kinder. Sechs. Eines hockte in einer Ecke fast hinter dem Ofen und fing an krampfhaft zu husten, als beim Zählen der Blick der Besucherin seinen Winkel streifte.

„Wie kann ich helfen, Frau Gilgen?“ wagte Rosa wieder zu reden. Sie war ganz verschüchtert. Von der Matratze her klang ein trockenes, kurzes Lachen.

„Habt Ihr keine Augen?“

Das Fräulein begriff endlich, daß es zugreifen mußte, und zog sein Taschentuch hervor, um den Roß von den Gesichtern zu scheuern, und so das Abstoßendste aus der Kammer zu beseitigen. Nun sollten die Kinder gewaschen werden. So viel verstand Rosa. Sie fragte nach der Gelegenheit dazu.

„Zeigt ihr die Küche,“ befahl die Wöchnerin.

Die Küche war eine Art Verschlag dicht unter dem Dach. Auf einem hohen Schemel stand ein Petrolapparat und verbreitete seinen widerlichen, durchdringenden Geruch. In einer Ecke befand sich ein Sack mit Kartoffeln, aus der Wand ragte ein Wasserhahn und bog sich zu einem rostigen Eimer hinab. Das war alles. Für die ganze Haushaltung war nur ein Waschlappen da, und als sich Rosa an die Haare machen wollte, fand sich kein Kamm, sie mußte einen ihrer Schildpattkämme opfern.

Nachdem sie drei der Würmer, das heißt, alle, die sich zu der Operation hatten bewegen lassen, unter den Händen gehabt hatte, waren ihm alle Zähne ausgebrochen. Rosa war froh, daß sich die andern Köpfe ihrer Behandlung entzogen; denn sie hatte in den Haaren ein Leben vorgefunden, vor dem ihr grauste. Auch war ihr von dem Geruch der Wohnhöhle ganz übel geworden. „Ich hole Euch noch Milch,“ sagte sie zu der Wöchnerin, „die werdet Ihr schon brauchen können“.

„Ja, das kann unsereins schon brauchen, man ist keine Milchkuh,“ lachte es von der Matraße her.

In diesem Augenblick trat ein Mädchen ein, das etwa sechzehn Jahre zählen mochte, im Wachstum aber stark zurückgeblieben war. Es sah viel gepflegter aus als die andern Kinder, umgab sich mit einem Schimmer von Selbstbewußtsein und Bornehmtheit und hielt sich aufrecht wie eine Zaunlatte.

„Gehörst du auch dazu?“ fragte Rosa.

„Es ist Luise, meine Älteste,“ gab die Spetterin statt des Mädchens zur Antwort. Es flog nicht wenig Stolz in den Worten mit. Die Geschwister drängten sich lärmend um Luise; denn sie trug einen Brotlaib unter dem Arm. Sie mußte sich mit Puffen gegen die Angreifer wehren, was sie mannlich besorgte, und rief ihnen zu: „Laßt mich los, oder ich bringe euch nie mehr Brot heim“. Nun ließen sie von ihr ab, und sie verteilte den Laib mütterlich und mit gewichtiger Gebärde unter sie.

„Du gehst mit dem Fräulein in die Milchküche,“ befahl die Wöchnerin.

Als Rosa das Haus verließ, war ihr, sie tauche in ein frisches Bad ein. Die schmukige Gasse war ein Stück Himmelsreinheit, verglichen mit der Wohnhöhle der Spetterin Gilgen.

„Also sieben Kinder seid ihr?“ forschte Rosa im Gehen ihre Begleiterin aus.

„Ja, mit mir jetzt sieben.“

„Und ist keines gestorben?“

„Ich weiß nichts davon.“

„Und der Vater?“

Das Mädchen erwiderte ohne Zögern und Bedenken: „Jetzt ist der Däppen da“.

„Ist das nicht euer Vater?“

„Nicht meiner. Meiner ist schon lange tot. Er hieß Blaser.“

„Und ihr habt schon manchen Vater gehabt zwischen dem Däppen und dem Blaser?“

Luise schwieg sich aus.

„Wer verdient euch das Essen?“

„Die Mutter und ich, und auch der Däppen bringt Geld.“

„Wo arbeitest du?“

„In der Kuvertfabrik. Ich bin Kleberin.“

„Warum gehst du nicht von der Mutter weg? Das ist doch keine gute Luft für dich.“

Luise sah von der Seite verwundert und fast feindselig nach ihrer Begleiterin und sagte fest: „Das wäre schlecht von mir“.

Rosa gab das Verhör auf. Sie ahnte jetzt, wie wenig sie von Leben und Art dieser Menschen wußte.

Rosa verschaffte dem Mädchen nicht nur Milch, sondern stieg mit ihm in die Stadt hinauf und gab in den Läden die ganze Barschaft hin, die sie bei sich trug. Mit Paketchen beladen kehrte sie zu der Spetterin Gilgen zurück. Im Gehen suchte sie sich wieder in eine Scheinwelt zu denken und mit der Schönheit ihrer Mission zu erfüllen. Sie sah die dankbar werdenden Augen der Wöchnerin, wenn sie die gekauften Dinge: Wäsche, Kämmе, Seife, Handtücher, Haarbänder, Kaffee, Reis Zucker, einen Besen, vor ihr ausbreiten würde, und hörte das ersehnte Wort der

Anerkennung. Vor der Haustüre stand sie einen Augenblick still, um sich noch mit einem vollen Schluck gesunder Luft für den Aufstieg zu stärken.

Hinter Luise trat sie in die Höhle der Armut ein. Die Dämmerung war inzwischen hereingebrochen, und Rosa sah nichts, als ein dunkles Gewimmel, das von allen Seiten gespenstlich auf sie eindrang. Es wurde ihr ganz unheimlich zu Mute; fast fürchtete sie sich.

„Ist kein Licht da?“ fragte sie ängstlich.

„Ich zünde die Lampe an,“ beruhigte sie Luise.

Ein Glaszylinder klirrte, eine Flamme flackerte auf, die gespenstige Stube warf ihr Dunkel von sich und zeigte sich wieder in ihrer abstoßenden Nacktheit.

Rosa wandte sich nach der Stelle, wo die Wöchnerin lag. Zu ihrem Erstaunen ruhte neben ihr ein Mann in blauen Arbeiterkleidern und schlief geräuschvoll, das gedunsene rote Gesicht nach oben gerichtet. Offenbar war er betrunken. Die Augen der Spetterin lagen in einem feuchten, verschwommenen Glanz. Neben der Matratze standen eine Flasche und ein grobes Trinkglas, das noch zu einem Drittel mit Schnaps gefüllt war.

„Ihr habt Schnaps getrunken,“ fuhr Rosa die Gilgen tadelnd an.

Die Spetterin verwandelte sich auf einmal. Zornig richtete sie sich auf ihrem Lager halb auf, stützte sich mit der linken Hand auf die Matratze und schwang die zur Faust geballte Rechte drohend gegen Rosa. „So, meinst du, ihr Reichen dürft allein saufen! Will ich einmal etwas Kraft haben, so geht das keinen Teufel und keine Mamsell nichts an. Paß dich, paß dich, oder der Däppen wird dir den Weg zeigen.“

Luise legte sich ins Mittel: „Tu doch nicht so wüst, Mutter. Sie bringt viele Sachen, schau nur!“ Sie wies auf die Pakete.

„Was geht mich das an?“ zürnte die Gilgen mit gesteigerter Heftigkeit. „Ich brauche ihr Zeug nicht. Sie soll's nur wieder zusammenpacken! Ich rühr's nicht an! Ich nicht!“

Die Kinder erhoben ein fürchterliches Geschrei und suchten Rosa und Luise die Pakete zu entreißen, bis Luise mit den Händen derb dreinfuhr und sie in ihre Winkel zurücktrieb. Der Däppen wachte halb aus seinem Schlafe auf und gröhlte eine Art Donner in die Stube, schnarchte aber gleich wieder weiter.

Durch den Auftritt und das dreiste Gebaren der Gilgen aus der Fassung gebracht, raffte Rosa sich zu einem Angriff auf: „Ihr seid eine schlechte Frau und eine gewissenlose Mutter, Frau Gilgen. Statt Hemden für die Kinder kauft ihr Euch Schnaps. Was soll so aus den Kindern werden? Ich werde dafür sorgen, daß man sie Euch wegnimmt.“

Raum war dieses Wort gefallen, als die Wöchnerin ganz von ihrem Lager aufsprang und vor Rosa hinschoß: „Was, die Kinder nehmen? Einer Kaze nimmt man die Jungen weg und ersäuft sie, mir nicht! Ich habe die Kinder geboren, und ich denke, sie sind mein. Oder sind sie etwa dein, Mamsellchen? Und paßt dir etwa auch der Däppen nicht? Willst du schnüffeln?“

Mit Armen, die so nervig waren wie die eines Mannes, faßte sie Rosa an den Schultern und rüttelte sie. Das Fräulein war zu Tode erschreckt. Plötzlich erstarrten die Augen der Gilgen. Ihre Blicke waren auf die große Perle gefallen, die Rosa wieder am Halse trug und die alles Licht der armen Behausung aufzusaugen schien.

Die Spetterin war wie geblendet. „Nein, so etwas, so etwas!“ staunte sie. „Da Kinder, schaut, sie trägt ein Vermögen an der Gurgel, wo es gar nichts nützt, und ihr müßt Erdäpfelschalen fressen. Schaut euch das Ding recht an! So etwas tragen nur Königinnen und Königshatschen und werfen es vor die Säue. Ja, ja, so steht's im Wort.“ Sie betastete die Perle mit dem Zeigefinger und bettelte: „Ihr könntet sie dort der Luise geben. Sie ist ein gutes Kind. Ihr wollt nicht? Natürlich! So

paßt Euch!" Die Frau spritzte plötzlich wieder Zorn von sich und schüttelte Rosa wie ein schlankes Birnbäumchen.

Rosa wand sich los und entfloh. Von einem furchtbaren Gespenst geheßt, eilte sie durch die Stadt. Zu Hause angelangt, schluchzte sie wie ein schwer enttäuschtes Kind auf. Sie hatte ihre ganze Welt verloren und starrte auf die neue. Sie hatte schon manches von Armut, Not und Elend gesehen und gehört; jetzt waren sie ihr in ihren ekelhaftesten Lumpen begegnet und hatten sie aus aller Fassung geschleudert. Gab es wirklich dergleichen auf Erden, oder unterlag sie einer Sinnestäuschung? Das war die beklemmende Frage, von der sie bedrängt wurde. Und dann die zweite: Ist es zu ertragen, daß ich mich in Luxus blähe, während andere im Schmutz verkommen? Sie griff nach dem Hals, und war erstaunt, daß sie die Perle noch trug.

Eine Stimme erhob sich in ihr und suchte sie zu beschwichtigen: jene Leute seien an ihrem Elend selber schuld; sie hätten nicht den guten Willen, ihre Armut zu überwinden, ja, sie gefielen sich darin, wie der Molch sich in seinem Kellerloch, der Wurm in seinem Morast gefällt, sie empfänden ihre Not gar nicht, oder doch nicht so, wie sie dem hereingewehten Zuschauer erschien. Ein Sprichwort von einem Frosch, einem goldenen Stuhl und einem Pfuhl bahnte sich durch ihren Sinn. Aber sie schüttelte den Kopf. Es war der Unterdrücker aller guten Regungen, der einschläfernde Geist, der Böse, der Feige, der so in ihr raunte. Es war die Stimme der Tante Sophie und ihrer Verwandten. Rosa hatte diese Stimme schon oft gehört; jetzt lehnte sie sich dagegen auf.

Nein, wäre die Gilgen nicht unten im Schmutz der Arbeitervorstadt aufgewachsen, sondern hier oben in der Villa, in Reinlichkeit und Liebe und beständiger Obhut, sie läge jetzt nicht berauscht neben dem unflätigen Dämpfen auf einer garstigen Matratze, inmitten einer Schar verkommender Kinder. Wie helfen? Wie erlösen? Und wenn sie, Rosa, in jenem Hause zur Welt gekommen wäre? Etwa wie Luise, die ihr vielleicht glich? Was dann? Ihr grauste.

Sie ging in ihrer Ratlosigkeit hastig im Zimmer auf und ab. Ihr Blick fiel auf das feine weiche Crêpe de Chine-Kleid, das sie trug, und vor ihr tauchte das garstige Hemd auf, in dem die Gilgen vor ihr gestanden und sie an den Schultern gepackt hatte.

Rasch entschlossen riß sie das Kleid von sich und achtete es gering, daß es dabei zu Schaden kam. Die liebe Stecknadel mit der Perle betrachtete sie einen Augenblick aufmerksam und warf sie dann angewidert auf eine Konsole.

Sie schlief wenig in jener Nacht. Der Gewissenswurm wühlte in ihr. Wie eine Schelmin an der Gilgen, eine Verbrecherin an aller Armut, eine Schmarogerin an der Menschheit kam sie sich vor, und immer wieder tauchte die gespenstige Mansarde mit ihrem Gewimmel von Elend und den Polstern von Schmutz vor ihr auf, und die quälende Frage: „Wäre ich dort geboren, was dann?“ Und dann der Entschluß: „Gut machen, ich will gut machen! Sühnen!“

Sie überdachte die Wege. Was Tante Sophie tat, erschien ihr jetzt klein, überflüssig, unrecht. Was vollbrachte die Gute in ihrer geheßten Geschäftigkeit? Es blieb bei der Gebärde. Sie setzte da und dort ein Pflasterchen auf, ging aber dem Uebel nie bis zu seinem Herde nach. Sie konnte es nicht; die Zeit lief ihr beständig vor den Füßen weg. Sie warf ihre Kraft nach allen Seiten aus und blieb nach allen Seiten wirkungslos. Mit einem raschen Besuch und gelegentlichen Zuspruch, wenn wieder ein Elend aufgebrochen war, war nichts getan; es galt die Gilgen und ihre Schwelster in ein neues Leben zu ziehen, ihnen zu zeigen, daß es sich in reiner Luft besser atmet, als in verdorbener, in der Ordnung leichter als im Schmutz; es galt ihr Gewissen für die Wesen zu wecken, denen sie das Leben aufgenötigt hatten, es galt nicht nur ihre Stuben, sondern sie selber innen und außen zu scheuern. Dazu mußte man

sich Zeit nehmen, viel Zeit. Die Wohltätigkeit, aus der die Frauen Stadt auf und Stadt ab so viel Aufhebens machten, mußte viel frömmere, liebevoller werden, so schien es Rosa; sie durfte nicht guter Ton, sie mußte ein religiöses Werk, Anstrengung, Hingabe und Selbstverleugnung sein. Es handelte sich weniger um Nachsehen und Mitleid, als um Verstehen und Mitleben, nicht um eine Mode — sondern um eine Herzenssache. Rosa sah Tante Sophie vor sich und empfand es immer deutlicher, daß sie sich von ihrem Weg lossagen mußte. Nicht Wohltun in Tante Sophies äußerlichem Sinn sollte man, sondern die Armen dazu erziehen, sich selber gegen die Welt zu behaupten. Freilich mit der Gilgen war nicht mehr viel zu vollbringen; aber ihre Kinder sollten zu wehrhaften tüchtigen Menschen gemacht und so von der Almosengenössigkeit befreit werden.

„Wohltätigkeit! Man sollte überhaupt das Wort Wohltätigkeit vertilgen. Es riecht nach Überheblichkeit, nach Sich-Besser-Dünken, nach einem gefüllten Beutel und schönen Kleidern, es reizt den furchtbaren Abgrund, der zwischen Mensch und Menschen klappt, noch tiefer auf. Wohltätigkeit demütigt, reizt zur Abwehr, zum Groll, unterhöhlt den Menschenstolz, wie jedes Almosen. Drum wird durch die Wohltätigkeit auch kein Notstand wirklich gebessert. Was die Wohltäter an Greifbarem erreichen, ist viel leichter, als was sie an Ungreifbarem zerstören.“ So gäerte es Rosa in dieser Nacht durch den Sinn. Das wachsweiße, bildsame Gemüt des Fräuleins hatte sich in der Erschütterung des vergangenen Tages endlich gefunden, war in eine tiefe Wandlung getreten.

Beim ersten Morgenschein erhob sie sich und suchte das einfachste Kleid hervor, das sie besaß. Sie wollte in Dienst gehen. War sie Tags zuvor in der gehobenen Stimmung einer Wohltäterin und Beglückterin ins Arbeiterquartier hinabgestiegen, so jetzt in der Demut und im Arbeitswillen einer wohlgesinnten Magd.

Die Läden öffneten sich einer nach dem andern, als sie durch die Gassen der Stadt schritt. Sie trat da und dort ein, kaufte Kleidungsstücke: Schuhe, Hemden, Höschchen, Kappen, zusammen, und schleppte sie mit sich. Wie um sich zu stärken, stieg sie zuerst zur Bordoli, zur heiteren Armut hinauf. Sie blieb aber nicht lange, es trieb sie zu ihrer größeren Aufgabe.

Die Mansarde der Gilgen taumelte noch halb im Schlaf, als Rosa eintrat. Der Däppen und Luise waren schon zur Arbeit gegangen, einige der Kinder lagen in ihren Decken und Lumpen, andere krochen auf allen Vieren, wie Tierchen, auf dem Boden herum. Die Luft war dick wie Schlamm; denn das Fenster war während der Nacht geschlossen gewesen. Die Wöchnerin schlief noch fest und atmete geräuschvoll durch den geöffneten, zahnlosen Mund.

Rosa machte sich entschlossen ans Werk, scheuerte den Boden, wusch, kämmt und kleidete die Kinder und rieb ihnen die Haare mit Petrol ein, kochte Kaffee, flichte die schreiendsten Löcher in den Kleidern. Die Gilgen, die allmählich erwacht war, sah dem Hantieren aufmerksam zu, und als sie festgestellt hatte, daß sie eine anständige, willige, unterwürfige Magd erhalten hatte, fing sie an, tapfer zu befehlen. Rosa ließ es still über sich ergehen. Die im Überfluß Geborene hatte jetzt zu dienen und zu gehorchen, zwei verschiedene Schicksale auszugleichen.

Es ging gegen Mittag, als Rosa das Größte getan hatte. Sie warf einen Blick über die Mansarde, fand sie schon menschenwürdiger als Tags zuvor und kehrte mit einer angenehmen Müdigkeit in den Gliedern und mit dem Gefühl, etwas Nützliches verrichtet zu haben, nach Hause zurück. Aber sie hielt es in ihren Räumen nicht aus.

Gegen Abend war sie wieder in der Mansarde der Gilgen. Die Wöchnerin lag halb angekleidet auf der Matratze. Sie war mit ihren drei jüngsten Kindern allein. Der Säugling schlummerte in einer Zeine, die eine Nachbarin geliehen hatte, die zwei andern krochen um die Mutter herum oder purzelten wie junge Hündchen über

sie hin. Sie schien ihre Freude an dem Treiben zu haben; wenn aber eines zu toll dreinfuhr, gab sie ihm einen derben Klaps, grad wo es sich traf. Rosa hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und sah den spielenden Tierchen neugierig und teilnehmend zu. Plötzlich wurde sie von der Gilgen aus ihrem Schauen aufgeschreckt: „Warum ist man eigentlich schon wieder da?“

„Ich wollte bloß wieder nachsehen,“ stotterte Rosa betroffen. „Kann ich etwas besorgen?“

Die Gilgen warf ihren Blick von einem Ende der Stube zum andern und wies dann auf das Fenster: „Die Scheiben sollten wieder einmal entfettet werden“.

„Das sollten sie freilich,“ erwiderte Rosa und machte sich gleich ans Werk.

„Was nun?“ fragte sie, als sie nach einer halben Stunde die befohlene Arbeit, so gut es ging, verrichtet hatte.

„Ihr könntet mir noch den Boden aufwaschen,“ antwortete im Meisterston die Gilgen, die sich unterdessen ein ganzes Arbeitsprogramm für ihre Hilfskraft ausgedacht hatte. Wollte man sie bedienen, so sollte man es magdmäßig tun.

Rosa fuhr mit dem Blick wie mit einem Besen über den Boden, und man sah ihr die Ratlosigkeit an. „Ich sollte wohl heißes Wasser haben.“

„Natürlich solltet Ihr das. Zu ebener Erde haust eine Wäscherin. Die wird Euch schon einen Kübel voll reichen für ein gutes Wort.“

Willig stieg Rosa zu der Wäscherin hinunter. Als sie mit dem dampfenden Eimer wieder oben erschien, hatte sich die Gilgen erhoben und auf einen Stuhl hingebaut; sie wollte das Schauspiel genießen.

„Nun brauche ich nur noch ein grobes Tuch,“ redete Rosa sie an, „mit dem kleinen Lappen geht es diesmal nicht.“ Sie breitete das Pußtüchlein aus, das am Fenster in Fegen gegangen war. Der klägliche Anblick des Tüchleins machte die Gilgen nachdenklich. Sie musterte das Fräulein mit zweifelndem Blick. „Ist sie so kreuzgut oder so kreuzdumm?“ mochte sie überlegen. Laut sagte sie: „Ihr habt, ich wette mein rechtes Nasenloch, noch nie einen Fußboden aufgewaschen. Das sieht man Eueren Händen an“.

Rosa wurde verlegen wie ein auf einem Unrecht ertapptes Kind und wußte nicht, wo sie ihre weißen zarten Hände mit den zierlichen schlanken Fingern und den gepflegten Nägeln verstecken sollte.

Das hilflose Wesen erregte in der Gilgen etwas wie Mitleid oder Großmut. Sie erhob sich, stellte den Eimer in eine Ecke und sagte fast gütig: „Laßt das unterwegen. Das ist nichts für Euereins. Wenn Ihr morgen wieder kommt, wird der Boden gewaschen sein.“

„Ich tue es ja gerne,“ erwiderte Rosa, enttäuscht, in ihrem Werk gehemmt zu werden.

„Nein, nein! Die Luise macht das schon, und wenn die Luise nicht mag, so macht die Gilgen es selber.“ Sie reckte dabei ihre Mannsarme.

„Luise ist müde, wenn sie aus dem Geschäft kommt, und Ihr...“

„Und ich will's nicht und gebe es nicht zu,“ eiferte die Gilgen, nun ganz ins Wohlmeinende geraten. „Unsereins ist kein solcher Unflat, wie ihr vielleicht meint. Man hat auch etwas Verstand da drin. Seht euch noch einen Augenblick.“

Rosa gehorchte. Innerlich war sie mit der ihr nun zugewiesenen Rolle recht unzufrieden. „Und nun sagt mir,“ begann die Gilgen, „warum Ihr das alles tut?“

Rosa errötete vor dem Weib und brachte dann ihre Beweggründe hervor: „Weil Ihr Hilfe braucht und ich Zeit habe, weil mir diese Stube nie mehr aus dem Sinn kommen wird, weil... weil ich jetzt auch in der Säuglingsfürsorge bin“. Sie wollte ihren Hauptgrund enthüllen; aber die Scheu, sich bis zu innerst schauen zu lassen, hatte ihr das Wort in der Brust fest.

In der Gilgen ging etwas Helles auf: „Es sind mir schon manche gekommen, schon manche, aber so wie Ihr noch keine. Ich habe keiner recht danken können; ich glaube fast, Euch könnte ich danken.“ So sprechend schaute sie das Fräulein mit verwandelten, fast kindlichen Augen an.

Ganz verwirrt verabschiedete sich Rosa. Wie im Fieber eilte sie nach Hause. Was hatte sie denn erlebt? Ihr war, etwas einem Wunder Verwandtes. Die Gilgen war ihr vorher wie ein ungeschlachtetes Tierweibchen, etwa wie das Nilpferd vorgekommen, das sie einst in der Menagerie gesehen hatte und das sich mit seinem Jungen im Schlamm wälzt; jetzt sah sie das Auge der Frau, das in dem ihrigen wie nach einem Rätsel, einem Unbegreiflichen, vielleicht einmal Geahnten, aber nie Erfahrenen forschte, und sie wußte nun, daß in dem plumpen, schlammigen Leib noch ein reiner Funke glühte. Das machte sie unsagbar glücklich. Sie konnte den folgenden Morgen kaum erwarten. Als sie aber in das Arbeiterviertel hinunterstieg, wurde sie wieder zaghaft: wenn sie wieder das alte Tierweibchen anträte? Wenn alles, was sie sich ausgemalt hatte, nur Hirngespinnst war? Wenn sie sich von ihrer Phantasie wieder einmal hatte narren lassen?

Der Argwohn erwies sich als berechtigt. Die Gilgen empfing Rosa durchaus nicht gütig; vielleicht hatte sie noch nicht ganz ausgeschlafen, vielleicht bereute sie es, dem fremden Menschen, der sich in ihr Leben mischte, gestern einen Augenblick freundlich, unbedacht, ganz und gar gegen ihre Art begegnet zu sein. Rosa rang die Enttäuschung rasch zu Boden, und als sie gewahrte, daß der Stubenboden wirklich über Nacht geschauert worden war, wurde sie so vergnügt, daß sie hätte singen mögen, wie einst, als sie in den Kindertagen mit dem Vater im Frühlingswald spazieren ging. Sie sagte der Gilgen ein freundliches Wort über die neue Ordnung und wandelte damit auf einen Schlag die finstere Laune der Spetterin in eine heitere. Rosa verrichtete emsig ihre Arbeit und merkte, daß die Kinder schon recht zutraulich und hilfreich geworden waren. Nach getanem Werk setzte sie sich zu der Wöchnerin, brachte sie zum Erzählen und Berichten und flocht etwa einen wohlgemeinten, wenn auch nicht immer sehr klugen Rat ein, den die Gilgen, zwar nicht dankbar, aber doch ohne Auflehnung annahm. Wie zu einer Schwester redete Rosa.

So vergingen ein paar Tage. Rosa meinte manchmal unter ihren Blicken ein gutes Samenkorn aufkeimen zu sehen. Die Augen der Kinder öffneten sich weit und glänzend, wenn sie unter der Türe erschien, die Gilgen befahl weniger herrisch als im Anfang, ja, sie griff selber dann und wann bei der groben Arbeit zu; denn sie kam rasch wieder zu Kräften.

Aber eines Tages verdarb Rosa ihre Sache bei der Spetterin wieder gründlich, indem sie sie bat, ihr eines oder zwei der Kinder ganz zur Erziehung zu überlassen. Die Gilgen wetterte furchtbar; es war ihr in diesem Augenblick kein Schimpfwort zu stark, keine Verdächtigung zu kränkend. Rosa ließ sich indessen nicht auf die Dauer entmutigen; sie besaß hinter ihrer schmalen, hohen Stirne eine zähe Beharrlichkeit. Sie trat folgenden Tags bei der Gilgen ein, als wäre nichts geschehen, und auch die Spetterin schien den wüsten Auftritt vergessen zu haben; sie hatte ja derlei schon mehr als einmal erlebt und wußte, daß ein Sturm zur Wetterordnung gehört und die Bestimmung hat, sich zu verziehen. —

Eines Tages, als Rosa nach Hause kam, wurde sie von Frau Herrenschwand erwartet. Die Tante erkannte gleich die große Wandlung, die in ihr, schon äußerlich vorgegangen war, und ließ sich erzählen. „Ach, wie einfältig,“ wies sie ihre Nichte ärgerlich zurecht. „Das muß man doch nicht so tobernst nehmen. Was fällt dir ein! Wie weltfremd du doch bist!“ Fast heftig fuhr sie fort: „Bei deiner Auffassung würde das Unterstützungswerk über kurz oder lang eine Absurdität, eine Unmöglichkeit, ein Unsinn. Du meinst es ja seelengut; aber du kommst an kein Ende. Was nützt es,

einem Bettler zu helfen, wenn man dabei selber an den Bettelstab kommt? Das heißt ein Loch in den Boden graben, um überflüssige Erde hineinzuwurfen."

Rosa erwiderte nichts. Sie dachte an die Kinder der Gilgen und ihre Zukunft und meinte, es sei kein Schildbürgerstück, ein halbes Duzend Seelen aufs Feste zu stellen.

Auf den Sonntag war Rosa zu ihren Verwandten Stettler geladen. Sie hatte die Einladung angenommen, als sie noch nichts von der Spetterin Gilgen und ihren sieben Kindern wußte. Jetzt sträubte sich ihr neuer Sinn gegen den Gang in die Stettlersche Villa. Ihr Denken war nicht mehr bei ihren Bettlern und Basen und Onkeln, ihre Welt trug ein herberes Gesicht als die der Verwandten, ein ungewaschenes, vorwurfsvolles, zwischen Mensch und Tier geratenes.

Am Sonntag Morgen wurde sie von der alten Dienstmagd gedrängt, sich festlich anzuziehen und die Stunde nicht zu verfehlen. Rosa ging unruhig und unschlüssig in ihrem Zimmer auf und ab, ergriff die schönen Nippfächer eine nach der andern und verschloß sie in einer Kommode. Eine Mabasterschale glitt ihr zu Boden und verlor einen Splitter. Sie achtete kaum darauf. Was war ihr eine Mabasterschale! Das Dienstmädchen war ganz aufgeregt. Es begriff den Starrsinn der Herrin nicht und begann an ihrer Vernunft irre zu werden. Es brachte ein seidenes Kleid herbei und trug es Rosa hartnäckig nach, bis sie sich endlich anziehen ließ, wie in einer Betäubung. Es steckte ihr die kostbare Perlennadel, die seit Tagen unbeachtet auf einer Konsole gelegen hatte, an den Hals, ohne daß Rosa darauf achtete.

Unten fuhr ein Auto vor. Die Stettler hatten im Krieg sehr viel verdient und nun den tiefen Kurs des fremden Geldes benützt, um sich einen feinen Kraftwagen anzuschaffen. Wie eine Verurteilte auf den Armsünderfarren stieg Rosa in das Auto. Ein Gefühl der Scham kam über sie, und sie ließ sich tief in die braunen Lederpolster zurück, um möglichst wenig aufzufallen. Die ruhenden Stöße der Hupe schmerzten sie in den Ohren; sie meinte, alle Leute auf der Straße verwünschten sie und den Staub, der hinter ihr aufwirbelte.

Sie fuhr in eine wohlgelaunte, weltzugewandte Gesellschaft von fein gekleideten Damen, gewiegten Kaufleuten und Schwerenöttern von jungen Herrn. Das Essen war in Auswahl der Dinge und Sorgfalt der Zubereitung ein Reford in der Verwandtschaft, wurde aber mit einer Selbstverständlichkeit und Gewissensruhe geboten und genossen, als schliche nichts durch die Menschheit, das den grauen Namen Hunger trug. Ein blaurasierter Diener im Smoking, eine neue Erscheinung im Hause Stettler, bot die Speisen herum und füllte mit unauffälliger Beflißtheit die Gläser. Zuerst ergoßen sich weiße Weine, dann rote, zuletzt schäumte Champagner.

Das Gespräch wurde immer munterer und lauter, Witze, zuweilen etwas gewagte, und stark gewürzte Anekdoten flogen über den Tisch hin und her. Man hatte während des Krieges die Freude unter Eis gehalten, jetzt wollte man sie wieder einmal schäumen lassen. In der Nähe des Hausherrn und seiner Dame wurde in schmunzelndem Tone von Valutakäufen und Geschäftsreisen ins Ausland gesprochen. Die Hausherrin verriet ihrer Schwester Herrenschwand mit bescheidener Miene, daß ein Flügel aus Wien unterwegs sei, und der Hausherr führte mit behaglicher Breite aus, wie er zu dem großartigen Eßzimmerameublement gekommen sei, das jetzt eingeweiht wurde. Sein Schwager Bürki, der ihm gegenüber saß, begann über die immer qualender werdende Steuerfolter und die Stadtverwaltung zu klagen. Ihm hatte der Krieg nicht eingesehen. Unvermerkt war man bei der Wohltätigkeit angelangt, die ja auch eine Art Steuerschraube sei. „Man weiß nicht mehr, wie man sich wehren soll," klagte Frau Stettler, „gestern sprachen nicht weniger als drei Einzüger vor". — „Wenn es nur etwas nützte!" rief ein Herr, „aber je mehr man gibt, desto mehr wird man gehaßt. Wohltätigkeit und Unzufriedenheit gehen nach dem gleichen Trommel-

schlag.“ — „Und die Zeit, die man opfern muß,“ seufzte Tante Herrenschwand, „man kann keinen Augenblick mehr schnaufen.“ So ging das Gespräch-Gebärdenspiel!

Rosa saß wie verloren im Kreise ihrer Verwandten, neben einem Herrn zwischen vierzig und fünfzig, den man ihretwegen eingeladen hatte und der steife Versuche machte, den Liebenswürdigen zu spielen und sie ins Gespräch zu ziehen. Er war im Familienrat auf Freiersfüße gestellt worden. Rosa schaute alles wie im Traum. Sie sah neben dem prunkvollen Stettlerschen Eßzimmer die Mansarde der Gilgen und begriff eine Welt, in der solche Gegensätze klaffen konnten, nicht mehr. Diese Welt war gar nicht vorhanden, die Stettlersche Villa und der Arbeiterschlupfwinkel in der Ehgrabengasse waren beide Unwirklichkeiten oder Stücke eines toten Glaubens: Himmel und Hölle.

In diesem Sinnen erhob sich Rosa, einer unbewußten Anwandlung folgend, plötzlich vom Tisch, um die Träume von sich zu schütteln. Dadurch erregte sie die allgemeine Aufmerksamkeit. „Was ist dir?“ ertönte es von allen Seiten. „Du bist ja ganz bleich! Du siehst wie das leibhaftige Schrecknis aus.“

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ flötete ihr Tischnachbar, wohl fünfmal hintereinander.

„Es ist mir nicht ganz gut,“ erwiderte sie von außerhalb der Welt.

Die Tante Herrenschwand griff erklärend ein: „Sie ist überarbeitet. Sie schafft sich halb zu Tod! Seht Ihr nicht, wie sie verändert ist? Sie spielt seit vierzehn Tagen die Magd für alles in der Mansarde einer... Respektsperson in der Ehgrabengasse. Ihr versteht!“

Großes Erstaunen, Verständnislosigkeit in aller Augen und auf allen Stirnen, wohlgemeinte Zusprüche von überlegen lächelnden oder sich zum Ernst verstellenden Lippen: Man war doch in Feststimmung, saß in der Sonne und wollte keinen Schatten sehen. Festlaune macht blind für die Armut.

„Wie kannst du dich so vergessen... verirren... wegwerfen... besudeln! Du bist denn doch zu gut für diese Art von Wohltätigkeit! — Zu ernst bist du! Zu hilflos! Zu gewissenhaft! — Einfach zu gutmütig! — Du wirst mißbraucht! Ausgebeutet! — An der Nase herumgeführt! — Wie dumm ich war, dich dazu zu treiben! — Setz dich doch wieder! Morgen mache ich mit dir eine Autofahrt ins Oberland, das wird dir wohlthun. Aber so setz dich doch! Setz dich doch! Ein Schluß Mumm wird dich wieder in den Senkel bringen. Da! Prosit, mein Kind! Und nun laß die Respektsperson Respektsperson bleiben...“ — „Sie sollten sich wirklich mehr dem Leben zuwenden, Fräulein!“ warb es neben ihr. „Es ist ja gewiß sehr schön, was Sie da tun, aber...“

Durch diesen Zwischenfall war die Tischgesellschaft noch viel animierter geworden als zuvor; der Übermut hatte sich an der Hilflosigkeit, das Lebenshochgefühl an der Niedrigkeit, die Erdenfreude an der Erdennot neu entzündet. Der Schaumwein tat ein übriges. Unten an der Tafel vollzog sich etwas studentisch Ausgelassenes: ein flotter Wetter und ein rosig aufgeblühtes Bäschen, die sich seit ein paar Jahren nicht mehr gesehen hatten und nun Gefallen an einander fanden, schickten sich an, Schmollis zu trinken. Sie hielten die schlanken Champagnerkelche hoch, und der Jüngling zeigte seiner Kusine dienstfertig, wie die Arme für die Zeremonie zu verschränken seien. „Los!“ rief jemand. Alle sahen wohlwollend und neugierig zu. Aber nun vergoß das Fräulein aus Ungeschicklichkeit oder in der Unachtsamkeit der Freude und der aufspießenden Liebe den Wein. Er plätscherte über ihre Hand und floß auf ihr neues Seidenkleid. Lachen, halblaute Rufe der Besorgnis, Worte der Begütigung flogen durcheinander. Die Mutter der jungen Dame prüfte rasch den Schaden: „Wie ungeschickt!“ raunte sie der Tochter zu. Dann rückwärts zu Frau Herrenschwand gewendet: „Das Kleid hat über vierhundert Franken gekostet!“ Gleich aber besann sie sich auf

ihre Würde und flüsterte der Tochter, doch allen vernehmlich, zu: „Laß dir den Tag wegen dieser Kleinigkeit nicht grau werden!“ Und der Hausherr unterstützte sie: „Alles Außerliche ist belanglos!“ Er ahnte nicht, wie wahr er sprach.

Im Zimmer nebenan wurde das Klavier aufgeklappt. Die jungen Leute eilten hinüber, gruppieren sich zu Paaren und schoben sich gefühlvoll oder scharwenzelnd hin und her und durcheinander, Brust gegen Brust und Knie neben Knie. Rosas Tischnachbar gestand ihr schüchtern und wie um Entschuldigung bittend, die neuen Tänze seien ihm leider noch fremd, er habe eben bis jetzt etwas abseits, vor allem dem Geschäft gelebt, sei aber durchaus kein Höhlenbär.

Die ältere Generation streckte neugierig die Köpfe in das Tanzzimmer und äußerte ihre Ansichten über die neuen Tänze. Je älter der Sprechende war, desto mehr hatte er daran auszufehen; aber man merkte es wohl, daß die Kritik dem Unvermögen entsprang, es der jungen Geschmeidigkeit gleich zu tun. Plötzlich bemächtigte sich eine große Verwunderung der Zuschauer. In die Tanzenden hatte sich das Ehepaar Stettler gemischt und vollführte die amerikanischen Bewegungsreihen mit großer Meisterschaft, obschon der Herr die Fünzig längst überschritten hatte und die Dame sich ihnen näherte. Nach dem Tanz wurden die beiden umringt, beglückwünscht und um Aufschluß gebeten. Sie stellten sich verwundert über die Fragen: Das brauche man doch nicht zu lernen, das stecke einem im Blut, so sprach sie, in den Knochen, so versicherte er. Der Sohn des Paares aber schwakte das Geheimnis aus: „Sie haben doch im Winter einen Tanzkurs genommen!“

In der Tanzpause begab man sich zu den Champagnerfellen zurück und entdeckte Rosa, die schweigsam neben ihrem Cavalier am Tische sitzen geblieben war. Man bestürmte sie wieder, forderte sie zu Freude und heiterer Laune auf und schlug vor, einen der alten Rundtänze zu Ehren zu ziehen, die sie und auch ihr Tischherr zu vollführen wohl imstande wären. Man redete auf sie ein, schon rief ihr der Walzer laut in die Ohren, schon bebte der Boden wie berauscht unter ihren Füßen. Neben ihr stand, leicht herabgebeugt und lächelnd, der Cavalier. Tante Sophie faßte sie sanft drängend am Arm, Herr Stettler nahte sich ihr mit dem Champagnerglas: „Prosit, Kind! Trink' dir etwas Freude und Mut an! Es lebe das Leben! Mußt es einmal kennen lernen!“ Statt Freude wallte Zorn in Rosa auf. Ihr war, man wolle ihr Gewalt antun. „Mußt das Leben kennen lernen!“ Was wußte Onkel Stettler in seinem Smoking vom Leben! Hatte er schon einen Blick in die Höhle der Spetterin Gilgen geworfen? Schon einen Atemzug in ihrer Luft getan? Einmal die Zukunft ihrer Kinder bedacht? Wußte er, wie hohl und fad das Leben war, das er und alle die andern lebten? Wie gottlos? — Sie stand auf und hielt sich kampfbereit an der Stuhllehne fest. Sie wollte ihr neues Leben gegen das alte verteidigen, diesen toten Menschen den Kampf ansagen. Sie sah den Kelch des Onkels Stettler ihren Augen gegenüber und andere Schaumgläser tauchten daneben auf, ein ganzer Kranz. Und hinter den Gläsern ein Ring lachender, glühender, freudestrahlender Gesichter und flackernder Augen. Man drückte Rosa ein Glas in die Hand. Sie stellte es heftig wieder auf den Tisch: „Ich will Euer Schaum nicht!“ Jedermann war beleidigt. „So trinken wir übrigen!“ rief einer. Die Kelche stießen mit mattem Ton gegeneinander und suchten die Lippen.

„Du willst dich wohl im Jenseits freuen, wenn du kein Fleisch mehr an den Knochen hast?“ rief Herr Stettler begütigend, indem er sein Glas wieder füllte. „Oder bei deiner Respektperson!“ ergänzte ein anderer, und ein junger Wetter fand das richtige Wort: „In der Chgrabengasse, im Paradies der Li-ä-be!“ Unterdrücktes Lachen folgte dem Ausspruch. Eine friedfertige Seele war ans Klavier geeilt und spielte, um dem Auftritte ein Ende zu machen, „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht.“ In Rosa ging etwas in Scherben. Ihr war, man habe sie und was

ihr am höchsten galt, mit Schmutz beworfen. Sie zitterte am ganzen Leibe, sie fühlte die Schläfen hämmern, sie suchte ein Wort der Erwidernng und fand es nicht. Sie meinte zu ersticken und griff nach dem Hals. Ihre Finger berührten die Perlennadel. Da hatte sie die Antwort in den Händen. Sie war keiner Überlegung fähig. Sie riß sich die Perle heftig vom Kleid und schleuderte sie dem Wetter, der das Wort „Vi-ä-be“ herausgelacht hatte, vor die Füße.

Man verstand. Es folgte ein Augenblick der Verblüffung und verhaltenen Entrüstung. Niemand konnte sich erklären, wie das wohlgezogene Bäschen zu der brutalen Antwort kam. In dieser Stille trat der Wetter mit entschlossenem Fuß auf die Perle und zermalmte sie. Das seltsame Knistern ging allen durch die Knochen. Sie begriffen nun, daß etwas ganz Ernstes vor sich gegangen war: die Vernichtung von ein paar Tausend Franken.

Rosa drängte sich durch die Reihen der Verwandten, mit kampflustigen Ellenbogen, und floh hinaus. Man starrte ihr nach, keiner rief sie zurück. Sie war ihrer bisherigen Welt verloren. —

Eine halbe Stunde später stand sie in der Mansarde der Gilgen, in ihrem Festkleid, von allen bestaunt. Sie nahm sich nicht einmal die Mühe, die Arbeitsschürze vorzubinden, die sie ein paar Tage zuvor zurückgelassen hatte, um sie nicht immer hin- und hertragen zu müssen. Sie vernahm es auch nicht, als ihr die Gilgen zurief, die Stube sei schon gescheuert. Was sie denn wolle? Sie griff zum Besen und tat ihr Werk mit einem heitern Eifer, wie eine, die etwas Böses gut machen möchte. Ja, das war's: sie hatte etwas gut zu machen. Die Gilgen schüttelte den Kopf und wurde immer unruhiger. Schließlich erhob sie sich und riß Rosa den Besen aus der Hand: „Gebt her! Wenn doch in Teufels Namen zum zweiten Male gefehrt werden soll, so will ich's tun. Ihr verderbt ja Euer Staatskleid.“ Und nun schwang sie den Besen so kräftig her und hin, daß sie fast die Kinder und Rosa zu einem Haufen in die Ecke wischte. Dazwischen beehrte sie auf: „Ihr müßt Euch aber nicht einbilden, die Stube werde von heute an jeden Tag zweimal gemistet. Das ist vielleicht gut für eine Villa. Wir sind Arbeiterpaß. Das Loch soll mit einem Mal zufrieden sein!“ Während sie so hantierte und räsonnierte, kam der Däppen heim. Er war schon etwas angetrunken und rief, ehe er in der Stube Stand gefaßt hatte: „Se, Alte, jetzt ziehen wir eins los, müßt auch einen Sonntagstropfen haben. Zieh dich an!“ Sein Blick traf auf Rosa: „Wa, da ist ja auch die Fräulein Mamsell.“ Er schwenkte seinen Schlapphut und versuchte einen Büdling zu machen: „Habe die Ehre!“ Er ergriff Rosas Hand und schüttelte sie so derb, daß ihr schier der Arm aus der Achsel fiel: „Boß Wetterschlag! Das ist eine Vaterländische!“ raunte er der Gilgen zu. Diese aber hatte für sein täppisches Gehaben keine Anerkennung und fuhr ihn an: „Stell doch deine dumme Mühle ab und geh wieder, wo du hergekommen bist. Du passest in deinem Zustand nicht in unsere Gesellschaft.“ Das Wort Gesellschaft rollte großartig aus ihrem Munde. Nun wurde er wütend und überschüttete die Stube mit seinen knallenden Schimpfworten. Die Gilgen stellte sich breit vor ihn hin und drängte ihn gegen die Türe, die Kinder verkrochen sich in die Winkel, und das Kränkliche begann zu weinen. Rosa zog es zu sich heran und nahm es in die Arme. Der Däppen stolperte schimpfend und drohend die Treppe hinunter, sein Weib keifte ihm noch eine Weile zornig nach und wandte sich dann lachend zu Rosa: „Da sind wir ihn los! Er ist sonst nicht so schlimm, nur zwischen zwei Weinen kann er so ein wüster Unzahn werden. Es ist ja nicht schlecht von ihm, daß er mir auch von seinem Sonntag einschenken wollte.“

Rosa nickte ihr zu, ohne recht gehorcht zu haben. Sie ging in der Stube schwebend auf und ab und wiegte das Kind auf ihren Armen. Sie fühlt es selber, wie sich eine gute Atmosphäre um sie bildete. Die Kleine schien, nach ihren Augen zu schließen, in einer bessern Welt zu sein.

Die Gilgen hatte sich gesetzt und schaute Rosa zu. Sie wußte nicht mehr, was sie von den reichen Leuten denken sollte. „Gibt es doch noch ein Stück an ihnen, das nicht auf die Finnenbank gehört?“ erwog sie.

Plötzlich stand ein Entschluß in ihr auf: „Es ist zwar mein Liebstes. Aber wenn es Euch Freude macht, nehmt es für ein Stück Tage mit. Ihr könnt es mir ja jede Woche ein paarmal bringen.“

Sie mußte ihre Worte wiederholen. Dann aber wurde Rosa von Freude glühend übergossen und wußte nicht, wie sie danken sollte.

Etwas zu rasch ging sie mit ihrer kleinen Last davon, wie in Furcht, die Gilgen könnte ihren Sinn ändern. „Ein Stück Tage!“ wiederholte sie. Sie wußte, daß es ein langes Stück Tage sein würde, müßte. Die Seele schwoll ihr. Wie eine Siegerin mit reicher Beute kam sie sich jetzt vor. Ja, sie hatte den ersten Sieg ihres Lebens vollbracht, gegen eine Übermacht, die Gilgen und Stettler und Herrenschiwand hieß. Und sie wußte, daß sie diesen Sieg vervollständigen würde. Sie kannte jetzt das Mittel: Mit sich selber zahlen, hieß es. In dieser Stunde ging ihr der Sinn des Opfers und das Glück des Opfernden auf, das Gefühl ihres innern Reichtums und die Freude, sich wie Gott, wenn auch nur bescheidenlich, auszugeben.

Als sie durch die Hauptgasse der Stadt schritt, fauchte ein Auto heran. Es war der Stettlersche Wagen, der Gäste nach Hause fuhr. Der Onkel saß selber am Steuer. Rosa machte sich so groß sie konnte. Es wäre ihr lieb gewesen, wenn er sie bemerkt hätte. Sie hätte ihm ihren Preis, das Kind, das sie immer noch auf den Armen hielt, hoch und freudig und sieghaft entgegengehalten.

Jakob Böhrt / Von Paul Suter

Zum 60. Geburtstag, 7. August 1922

Einer der ersten schweizerischen Erzähler der Gegenwart ist ins siebente Jahrzehnt eingetreten, und noch hat sein Lebenswerk bei unserem Volke nicht die Beachtung gefunden, die ihm seiner Bedeutung nach zukommt. Zwar wächst sein Ansehen sichtlich in literarischen Kreisen: das Ausland beginnt ihn als einen würdigen Nachfahr Kellers, wenn auch in angemessenem Abstand, zu bewerten; die junge Martin Bodmer-Stiftung in Zürich, die Schweizerische Schillerstiftung haben ihn mit Preisen ausgezeichnet. Aber seine Kunst wird ihre Aufgabe erst dann ganz erfüllt haben, wenn sie in die Massen gedrungen ist und das Volkstum, aus dem sie hervorgegangen ist, wieder befruchtet.

Jakob Böhrt wurzelt im schweizerischen Bauerntum. Das stille Walten der Natur in Feld und Wald, der gemessene Gang ländlicher Arbeit im Jahreslauf, die Sorge um das tägliche Brot, das handfeste, wenn auch oft unfreiwillige Zugreifen am Werke der Eltern gaben seinem Jugendleben Inhalt und Rhythmus.

Seine Vorfahren vererben ihm durch den Vater einen herben Tatsachensinn, des Lebens ernstes Führen, während er seine Dichtergabe der Mutter verdankt, die ihm freilich nur die Lust zum Fabulieren, nicht aber die Frohnatur beschenken konnte. „Man sagt,“ so schreibt er in einem Brief, „man habe von der Mutter Anlage und Richtung und vom Vater das Temperament. Das trifft, glaube ich, auch für mich zu. Meine Mutter besaß noch in ihren alten Tagen ein seltenes Erzählertalent, sie war die geborene Märchen- und Gespenstergeschichten-Erzählerin. Unter ihren Jugendgenossen trug sie den Spitznamen ‚Dichterin‘. Sie hat in ihrer Jugend auch Theater gespielt und konnte als siebzigjährige Frau ihre Rolle aus ‚Gemma von Arth‘ noch auswendig“. Ihr Bild haftet unverlöschlich in der Erinnerung des Mannes, und